

Das harte Gesetz des Lebens [Fortsetzung]

Autor(en): **Hämmerli, Walter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **32 (1942)**

Heft 24

PDF erstellt am: **23.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-641842>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das harte Gesetz des Lebens

Aus der Geschichte eines alten Bauerngeschlechtes

Emmentaler-Roman von Walter Hämmerli

4. Fortsetzung

Auf der Reutenen war mit Pfarrer Schmidts Rücktritt die letzte Hemmung wie weggewischt. Der stille, ehrbare Geist des Vaters Bigler hatte ebenfalls allen Einfluss auf sein Kind verloren. Wie von Schwermut niedergedrückt, sah man den Taunerpräsidenten zu den Höfen auf die Stör ziehen. Sein Rücken war gebeugt, als ob er eine harte Last zu tragen hätte. Ein verdächtiges Hüsteln liess die Bauernweiber in den Wohnstuben aufhören. Loni war mit den Jahren ein hässliches Weib mit langen Barthaaren geworden. Sie fror, schimpfte über das kalte Nebelland — und lachte im geheimen über das kühne Spiel, das auf der Reutenen seinen Anfang genommen hatte. Immer mehr wurde Mädeli ihr Kind, ganz ihr Kind. Die Leidenschaftlichkeit des Südens glühte in seinen Augen, und die wilde Steckköpfigkeit ihres Geliebten war ihrem Geist und ihrem Leib Labsal in der angebrochenen lieben Sommerszeit. Im Buchenwald ob dem Gutacker traf man sich zu kurzen, rasenden Umarmungen. Dort gab es geheime Lager. Hans Schwarz kam immer noch früh genug heim, um den Verdacht des strengen Vaters nicht wachzurufen. Der Bau auf dem Zittishubel zog sich hinaus. Holz konnte im Saft keines geschlagen werden, und was am „Schärme“ lag, war nicht von zu grosser Bedeutung. Hingegen hiess es jetzt, schöne gewölbte Keller erstellen, die dem alten Haus gefehlt hatten. Dazu gebrauchte es Gerüste, die der Zimmermann in Arbeit bekam. So war für Hans Schwarz immer etwas zu tun, das ihn den vielgeliebten Weg vom Lindenholz nach dem Zittishubel führte. Altenberger-Kobi merkte nichts von diesen Dingen. Er suchte abends bei seiner schön geschliffenen Flasche Trost und ging tagsüber den leichten Geschäften nach. Das Anordnen der landwirtschaftlichen Arbeiten war bei Gottfried in guten Händen. Und Mädeli war vorsichtig, trotz ihrer unbändigen Leidenschaft, die abwegige Gedanken schubweise mit sich brachte. Jetzt ging der giftige Samen auf, der einst durch die schlüpfrigen Reden und anzüglichen Bemerkungen der Lumpenbrüder Widimatt-Res und Nonnenloh-Kräuchi in das Herz des Kindes gesät worden war. Der Geist Schmidts, der gute Engel seiner Jugend, verhüllte sein Antlitz in tiefer Trauer: o Weh, o Weh, eine Seele in Satans Krallen! Oft war der Weg in die sichern Verstecke des Buchenwaldes dem liebsten Paar zu weit. Im Gutacker stand der Roggen vor der Reife. Da gab es einige Meter vom Weg entfernt sonderbare runde Plätzchen von der Grösse einer kleinen Taunerstube. Hier fand das seltsame Liebesspiel der Rehe statt. Es floh die Geiss ringsum im Kreis, um sich schliesslich dem wildgewordenen Männchen zu ergeben. In solche Liebesnester schlüpfen Hans und Mädeli hinein und glaubten sich vor den Augen der Welt sicher. Aber auf einmal griff das Gerücht um sich. Schnaps-Joggi und Schinter-Peter, und wie alle die düstern Brüder der Taunergemeinde hiessen, lebten wohl an diesem „Bricht“. „Der Hochmutsnarr! Es Glesli Schnaps hätt es üs nid möge gönne. Mir sy der schöne Reutene-Büüri z'dräckig gsy — ha, ha, z'dräckig gsy. Jetz liegt sy im Dräck. S'gscheht ere rächt... und das g'scheht

ere!“ Man kam zusammen, rieb sich die Hände, erhitze sich am Händöpfeler und wüsten Reden und Bildern. Es kam beim „Z'abesitzle“ bei Brönzhüsli-Fritz zu Auftritten, bei denen jede Scham auf der Seite blieb. „We's die Grosse so triebe, warum sötti mir nid o öppis vom Läbe ha??!“ Man stellte Beobachtungsposten aus, die mit teuflischer Klugheit vorgingen. Alle List der Liebenden war umsonst. Sie wurden in ehebrecherischer Umarmung gesehen. Bigler-Ueli brach vollends zusammen, als man ihm aus Taunerkreisen diese Nachricht brachte. Es ging rasch mit ihm dem Ende entgegen. Schwermut, Lungenschwindsucht und die Loni verbitterten ihm die letzten Tage. Im Winter trug man ihn zu Grabe. Mädeli hatte wohl verweinte Augen, aber seine Schuld war ihm noch nicht klar. Viel tiefer sollte es noch mit ihm in die Abgründe der irdischen Hölle gehen. Im Horner des Jahres 1798 spürte es plötzlich, dass die Folgen seines Treibens nicht ausblieben? Mädeli sollte ein Kind bekommen?! Die ganze Welt würde lachen. Altenberger-Kobi sollte Vater werden, wo gar keine Möglichkeit vorlag?! Dann wäre die Schande offenbar. Die Ehrbarkeit müsste sich von Amtes wegen mit dem Fall befassen. Zeugen würden zu finden sein. Das lag klar zutage, denn auch die Dienstboten auf der Reutenen wussten mehr als Mädeli ahnte.

Da gab es plötzlich Kriegslärm. Die Obrigkeit hatte zu lange gezögert und den falschen Reden der Franzosen Glauben geschenkt. Am 5. März ertönte auf einmal das schrill-blechene Glöcklein aus der katholischen Zeit. Man hörte Kanonendonner. Hans Schwarz war längst eingekerkert, er, der schöne, stolze Kanonierwachmeister. Der Abschied von Mädeli war herzzerreissend: Der Vater ist nicht mehr da, die Mutter kennst du. Was kümmert sie sich um mich? Und das andere: Hans, ich erwarte von dir ein Kind! Da fuhr er zurück wie von einer giftigen Schlange gebissen. Auf einmal trat in seinem scharf geschnittenen Gesicht der eigene Schwarzzug zutage. Wilde Tatkraft liess ihn Mädeli an den Schultern packen: „Das darf nicht sein, nie, nie, hörst du, nie! Das würde meinen Vater töten. Wir sind die Schwarz vom Lindenholz. Schande ertragen wir keine. Mädeli, schau zu, wie du uns aus ihr bringst. Wenn nur der Kobi sterben könnte — mach ihn sterben, schaff ihn beiseite! Nein, was sage ich. Ich will dich heiraten, aber Schande darf keine dabei sein, so oder anders. Geh zu deiner Mutter, hol Rat bei ihr. Sie weiss mehr als unsere Weiber.“ Fast stiess Hans das arme, jammernde Mädeli von sich, um dann in alter leidenschaftlicher Liebe noch einmal den herrlichen Leib zu umfassen und ihre Lippen zu küssen. Wer weiss, vielleicht zum letztenmal.

Der Landsturm wurde durch das alte Sturmglocklein zusammengerufen. Mädeli konnte und wollte nicht mitgehen. Es stattete die Knechte mit guten Kleidern ihres Mannes aus, gab verborgene Waffen heraus und Gabeln und Dreschflügel. Um diese Zeit herum wurde auch in Ramistal der Geist wieder ernst und der junge Vikar durfte hoffen, dass etwas von dem ausgesäten Samen Frucht bringen werde.

Gar bald war Berns Schicksal entschieden. Es fiel das alte Bern und tat einen grossen Fall. Auf Schleichwegen kamen die Soldaten durch Wälder und Seitentäler wieder heim, soweit sie nicht gefallen waren. Hans Schwarz erschien eines Nachts vor der Tür des Hofes beim Lindenholz. Er trug den rechten Arm in einer Schlinge. Die Wunde hatte er dem Säbel eines schwarzen Husaren der französischen Invasionsarmee zu verdanken.

Überall wurden Freiheitsbäume aufgestellt — wenigstens in Städten und Dörfern. In Ramistal gab es nur wenig Anhänger der neuen Ordnung. Sie waren fast alle in der kleinen Taunergemeinde zu finden. Bei Brönzhüsli-Fritz fand eine regelrechte Freiheitsfeier statt, an der mächtig davon gesprochen wurde, wie jetzt die Bauern die gestohlenen Aecker und Wälder an die Tauner zurückgeben müssten. Freudig überrascht von dem neuen Geist waren auch Widmatt-Res und sein Nachbar Kräuchi. Jetzt ist alles erlaubt, so hiess es. Was da Ehre, gute Sitte, edle Bräuche! Endlich darf man abfahren mit all dem Zeug, das nur die Pfaffen erfanden. Was dem Menschen Freude macht, darf er auch tun. Gyger-Ferdi verstieg sich sogar dazu, einmal beim Ausgang des Gottesdienstes den Anfang der Marseillaise zu spielen. Die Männer von der Municipalität wagten es nicht, ihm Vorwürfe zu machen. Ferdi hätte sie beim Kommandanten der französischen Truppen in der Provinzstadt verklagen können. Jetzt war die Zeit der losen Weiber und der tollen Männer gekommen. Der Schnaps floss in Strömen und die Unzucht gehörte zum guten Ton als Beweis der recht erfassten neuen Freiheit.

Mädeli war es bei diesen Dingen wind und weh. Zu wem mit seiner Not, seinen Plänen. Es offenbarte sich seiner Mutter. Diese hatte für Mädelis Kummer und Gewissensbisse nur ein verwegenes Lachen. Wart nur ein paar Tage und ich will dir sagen, was du zu tun hast. Es versammelte sich bei ihr, der Witwe des Bigler-Ueli alles, was ab des Wäls Karren gefallen und im Ramistal geblieben war: Widmatt-Res und seine Getreuen. Mädelis Zustand wurde bereits öffentlich besprochen — wobei mehr hinzugelogen wurde als nötig gewesen wäre. Seine Haltung liess nichts vermuten. Der Loni eröffnete Res sein Wissen um allerlei Dinge, die ihm wichtig waren: „Wie machen es jetzt die vornehmen Stadtfrauen, die von schönen französischen Offizieren Kinder bekommen sollen? Die wissen Rat. Man geht ins Bad, hat fürchterliche Bresten und kommt nach einiger Zeit vollständig geheilt wieder nach Hause. Kind gibt's keines und der gute Schlucker von Gatte glaubt an die unverbrüchliche Treue seiner Eheliebsten.“ So redete das unsaubere Maul des Res daher. Er wusste auch näheres über Wohnort und Name des berühmten Arztes in selbigem Bad. Und dann eröffnete Gyger-Ferdi seine Ueberlegungen: Der Altenberger muss weg. Deswegen braucht man noch lange nicht zu morden, b'hütet is dr lieb Gott! Aber es ist ja bekannt, dass Kobi von seinem herrlichen Kirsch sauft wie eine Kuh. Mädeli hat ihm die Schlüssel zum Speicher abgenommen, sonst wäre er schon lange tot. Ganz besonders rasch und sicher wirkt der „Vorschuss“. Lasst Kobi Kirsch brennen, so lang und viel er mag. Das grosse Glas beim Häfeli darf aber nicht fehlen. Ich mache eine Wette: nach wenig Wochen liegt er im Sarg. Dann hat Mädeli Figge u Mülli! Keine Schande und Aussicht auf einen schönen Mann und eheliche Kinder — so viel es will.“

Loni war nicht faul. Flugs war es auf der Reutenen und liess Mädeli zu sich in die hintere Stube kommen. Dem standen zuerst die Haare z'Berg, als es die Ratschläge seiner Mutter hörte. Es brach zusammen: „Auch das noch; jetzt geh's nidsi mit mir. Kein Ausweg. Verbrechen über Verbrechen. Mein Gott, mein Gott!“ Am Abend wusste es Hans Schwarz zu treffen. Nichts verschwiegen es ihm. „Was meinst du, Lieber? Soll ich, darf ich? O, wenn wir einmal zusammenleben könnten wie Mann und Frau, du Bauer auf der Reutenen, ich wie bisher die Büuri,

aber nun glücklich an der Seite eines geliebten, starken Mannes!“

Hans Schwarz straffte sich wie unter einem militärischen Kommando. Es war, als lausche er in die Ferne, ob ihm von dort her eine Stimme Bescheid tue: „Hans, das ist der Weg. Du Bauer auf der Reutenen, das schönste und reichste Weibsbild weit herum deine Frau!“ Wie ein militärischer Befehl, der ihm so gut stand, klang es, als er sagte: „Mädeli, das ist jetzt unser Weg. Zurück können wir nicht mehr. Möge uns die herrliche Zukunft entschädnen für das Schreckliche, das uns jetzt die Not zu tun gebeut.“

Der Weg war klar vorgezeichnet. Mädeli verschwand; es habe sich während der Kriegszeit grüßig überarbeitet; Kobi wolle es so haben. Der Dr. Dürig in der Stadt habe ihm klipp und klar auseinander gesetzt: entweder eine Badekur oder ein Absärbeln, das unaufhaltsam zum Tode führe, hiess es. So verschwand denn Mädeli und kehrte munterer denn je aus seiner Kur zurück. Ein Teil des Volkes munkelte, der bessere sagte: „Da sieht man wieder, me sött de Lütte nie nüt nacherede, süsch lügt me.“ Es wurde still um die Reutenen. Kobi sah man nie mehr zur Kirche schreiten. Dieser Gang hatte ihm ja doch keinen Segen gebracht. Zudem wurde er immer schütterer und roch tagaus, tagein nach Schnaps. Das Brennen war jetzt seine Lust. Die schöne „Geschliffene“ war immer mit Vorschusskirsch gefüllt; Kobi brauchte keinen Schritt zum Speicher zu tun. Jemand anderes ging für ihn diesen todbringenden Gang. Es waren rasche Füße... und rasch nahte das Ende. Plötzlich packte Kobi den Säuerwahnsinn. Ein Mann von der Gemeindebehörde erschien und schlug den Tobenden in den Block. Der Fall wurde untersucht, Kobi jedes Schnapstrinken streng verboten. Er hielt es nicht aus, bat, flehte auf den Knien: „Nume es Glesli, nume es Glesli!“ Er erhielt mehr als er wünschte, und ein neuer Tobsuchtsanfall im Säuerwahnsinn führte den Tod des reichen Altenberger-Kobi herbei.

Es gab eine Gräbt, von der man noch lange erzählte. Die Tauner-Mannli kugelten wieder die Börter der Schaubengass hinunter. Im „Bären“ war eitel Wonne über solch ein wackeres Mahl. Es wurde eine herrliche Suppe aufgestellt; dann folgte Schafvoressen an Safransauce, hernach gab's weiches, grünes Rindfleisch und herrlichen Speck mit Bohnen und den neumodischen Kartoffeln. Zum Abschluss folgte ein Stück Kuchen. Der Wein floss in Strömen wie an der „Ufrichti“ der Dorfschmiede. Mädeli trug die Trauertracht, die ihm absonderlich gut anstand. Vornehm schaute das edle Gesicht aus dem Schwarz und Weiss des kunstvoll verfertigten Gewandes heraus. Alles ging nach dem Schmaus zu ihm und dankte: „Vergält's Gott z'hundert u z'tusig Male“. Wie wohl lebten da die kleinen Leute, Männlein und Weiblein, an einem wahrhaft fürstlichen Essen für dieses arme Landvolk.

Fünf Monate später gab der berühmte Münsterpfarrer Müsli, „i dr grosse Chilche z'Bärn“ Hans Schwarz, Bauer von Ramistal, und Magdalena Bigler, verwitwete Altenberger, zäme! Hans Schwarz zog stolz auf der Reutenen auf. Jetzt hatte auch sein gichtlahmer Vater nichts dagegen einzuwenden, dass sein Hans eine ehemalige Taunertochter heiratete. Man munkelte in Ramistal wie einst in Sauls Geschlecht über David. Mancher hätte gerne einen Stein geworfen wie Simei, als David fliehen musste. Hans Schwarz aber war nicht auf der Flucht, sondern im Begriff, seinen Siegeszug in diesem Leben erst recht anzutreten. Ein alter Täufer, der letzte Nachkomme der einst zahlreichen Wiedertäufer in Ramistal, liess verlauten: „So wahr Gott lebt, das nimmt keinen guten Austrag; da ist kein Segen dabei.“ Das Wort ging um, aber nur im Flüsterton; denn nun wurde Hans Schwarz Ammann zu Ramistal und war gar sehr befreundet mit dem neuen Oberamtmann, der nach 1803 auf dem Schloss der Provinzresidenz aufzog. Die neumodischen Patrioten gingen dem Vertreter der Obrigkeit

und dem Beherrscher der Ramistaler wider den Strich. Die guten Taunerrevolutionäre mussten ihre schönen Träume in den Rauch schreiben. Es blieb alles beim alten. Hans Schwarz war der Mann dazu, stramm für Ordnung und Untertänigkeit zu sorgen. Die Bauern waren es froh, weniger die kleinen Leute und die Gesellschaft um Res, Kräuchi, Brönzhüsli Fritz und wie sie alle hiessen. Ihnen schaute Hans Schwarz ganz besonders scharf auf die Finger, denn er ahnte allerlei über die Vorgeschichte seiner glücklichen Thronbesteigung.

Der Reutenen Hof nahm unter Hansens Leitung einen Aufschwung, der weit und breit von sich reden machte. Was die Herren der Oekonomischen Gesellschaft zu Bern ausprobiert und was sich in der Folge bewährt hatte, wurde von Hans in seinem Betrieb eingeführt. Selbst auf den Hofwilhof sah man ihn fahren, wo der Fellenberg seine in der ganzen Welt berühmte Landwirtschaft zu immer stolzerer Blüte brachte. Dann spannte Hans eines seiner herrlichen Pferde vor den Charabank und nahm sein Mädli mit, denn es musste Abwechslung haben und zerstreut werden. Zwei Jahre waren verflossen seit der Trauung im Münster zu Bern. Hans wartete mit Ungeduld auf das bekannte liebe Wort: „Du, Lieber, ich werde Mutter!“ Umsonst, umsonst! Mädli wusste um die Ursachen und konnte und wollte es doch nicht recht glauben. Ein Pfuscher hatte ihm auch diesen Teil des Lebens verpfuscht. Loni allein wusste davon und war überzeugt, dass sein Kind nie mehr in andere Umstände kommen werde. Damit war auch die Freundschaft mit Widimatt Res in die Brüche gegangen. Dies nach einer deutlichen Aussprache, begleitet mit den schönsten italienischen Flüchen.

Nun hatte sich die „Guidorzi“ in Mädli ausgelebt, und langsam meldete sich Vater Ueli in seinem Wesen zum Wort — und dies in doppelter Hinsicht. Mädli fing an zu sinnieren, zu weinen, zu beten. Man sah die Bauersleute ab der Reutenen fast Sonntag für Sonntag zur Kirche schreiten. Den unfähigen Pfarrherrn umging man. Er bedeutete nichts. Aber hin und wieder kamen Vikare, die mit ihrem Wort an die Herzen griffen. Man nannte sie Pietisten. Der Herr Oberamtmann war nicht gut auf sie zu sprechen; darum auch Hans Schwarz nicht. Er meinte: „Die machen nur d's Wybervolch sturm. S'isch ewig schad um e Schmid! Dä het's de Lüte preicht, un es isch Ornig gsy i d'r Gmeind.“ Mädli fing an, sich zu fragen, ob es nicht Strafe Gottes sei, dass sie von ihrem Geliebten kein Kind mehr bekommen solle. Ueberhaupt wich ihm die Furcht vor Strafe nicht mehr aus dem Sinn. Schwarz Hans schrieb das der Predigt des Vikar Moschard zu. Dieser Abkömmling einer Hugenottenfamilie, die sich in der Provinzresidenz niedergelassen hatte, verfügte über eine im Bernbiet unerhörte Beredsamkeit und einen feurigen Apostelgeist. Darum begab sich der stolze Gemeindeamtmann vorerst einmal in die Pfrund, um diesem Unheilstifter recht währschaft den Kopf zu waschen. Er drohte dem verdutzten Vikar, der glaubte, nur seine Pflicht getan zu haben, mit einer Anzeige beim Oberamtmann auf dem Schloss.

Dabei wurde aber bei Mädli die Sache nicht besser. Seine Gesichtszüge bekamen eine unheilverheissende Schärfe, die bei dem tiefen Blau der schwermütigen Augen der jungen Frau etwas Geisterhaftes verlieh. Dazu stellte sich nun auch noch der verdächtige Husten des Vaters ein. Hans Schwarz sah mit Augen voller Verzweiflung auf das arme Geschöpf an seiner Seite. Er wusste, was für unerhörte Opfer es für ihn gebracht hatte. Jetzt fing er auch an zu beten, aber so, dass niemand es sehen konnte, im Wald oder auf einsamen Wegen. Trotz seiner unglaublich herrlichen Art und seinem bekannten Schwarz-Starrsinn glühte in seinem Herzen eine Flamme der Verehrung für sein einst so schönes Weib. „Nur das nicht, Herrgott, nur das nicht! Ich will für Mädli gut machen, will Opfer bringen; aber nur das nicht; lass mir mein Weib!“ Aber härter als der

Kopf des niedergebeugten Ammanns war das Gesetz, das in rücksichtsloser Gradlinigkeit den Ausgang des Trauerspiels herbeiführte. Mädli särbelte regelrecht dahin. Sein Mann lief nach der Nachbarstadt zu den besten Aerzten, nahm sein liebes Weib mit nach Bern zu einem Professor, der sonst nur das Patriziat zu Rate zu ziehen wagte. Seine Knechte liefen zu sämtlichen Quacksalbern des Bernbietes und der benachbarten Kantone. Nichts wollte anschlagen. Vikar Moschard vermisste die stille Frau im Honoratiorenstuhl der Kirche, wenn er das Wort verkündete. Er machte seine Seelsorgerbesuche bei der reichen und doch so armen Reutenen-Büuri. Oft dachte sie: soll ich beichten, alles heraussagen, was zentnerschwer auf dem Herzen liegt; aber ein einziger Gedanke an ihren lieben Hans schloss ihr den Mund. Nun fing Mädli an, liegen zu bleiben, am liebsten an der Sonne, denn immer wieder liefen Schauer durch ihren noch so jungen Leib. Hans konnte stundenlang neben ihr sitzen und die kleine, feine Hand in seinen Pranken halten, als wollte er sie wärmen.

Es ging zu Ende. Als die Stunde nahte, waren Hans und Mädli allein in jenem Zimmer, aus dem Mädli einst voller Grausen geflohen war. Hans betete immer und immer wieder: „Vergib uns unsere Schulden, vergib uns unsere Schulden.“ Mädli jammerte: „Verloren, auf ewig verworfen. Hans mach gut, mach gut, was du noch kannst. Geld hast du genug. Hilf den Armen, gib der Kirche, vielleicht sieht es Gott an und hilft mir aus der ewigen Qual.“ Furchtbar waren für Hans diese Selbstanklagen. Dann ein leises Jammern und ein letzter schwacher Hauch. Mädli war nicht mehr unter den Lebenden.

Vikar Moschard hielt in der gefüllten Kirche die Abdankung. Dies war sonst nicht Brauch. Die Pflicht der Abdankung lag bei gewöhnlichen Sterblichen dem Schulmeister des Viertels ob, in dem der Verstorbene gewohnt hatte.

Bei Mädli Schwarz, verwitwete Altenberger, machte man im stillen Einverständnis mit der Gemeinde eine Ausnahme. Vikar Moschard, der von all den schweren Irrungen und Wirrungen keine Ahnung hatte und dem die stille liebe Frau ans Herz gewachsen war, legte seiner Ansprache die Worte aus Hiob zugrunde: „Siehe, ich bin zu gering, was soll ich antworten? Ich lege die Hand auf meinen Mund.“ Und dann fielen neben der Kirche die harten Schollen auf den schwarzen Sarg: Erde zur Erde, Staub zum Staub, Asche zur Asche!

II. Teil.

Am liebsten wäre Hans Schwarz seinem Mädli nachgefolgt. Er trug sich auch tagelang mit dem Gedanken, seinem Leben ein Ende zu machen; denn der Blitz war ihm ins Herz gefahren. Aufrecht wie zuvor schritt zwar der stattliche Witwer einher, wenn er aus seinen Privatgemächern kam. Niemand sah ihm an, was er in seinem verborgenen, inwendigen Menschen für Schaden genommen hatte. Wäre ihm nicht immer Mädli's Bitte durch den Kopf gegangen: „Hans, mach gut, mach gut, was wir gesündigt haben! Es fehlt dir ja nicht an Geld und Gut. Gib mit beiden Händen“, so wäre er zum Mörder seines Leibeslebens geworden. Ernsthaft dachte er aber auch an das Heil von Mädli's Seele. Gegen dreihundert Jahre waren verflossen, seit den Ramistalern gegen ihren Willen und ihre deutliche Meinungsäusserung der neue Glaube aufgezwungen worden war. Aber in seinen Geschlechtern lebte weiter, was vor der Predigt der christlichen Missionare und vor der Reformation das Seelenleben dieser Menschen erfüllte. Es war eben nicht damit gemacht, dass „die Obrigkeit das Papsttum samt seinem falschen Vertrauen und Irrglauben aberkannte“ und dann die Feldkirchlein, Kapellen und Heiligtümer des Volkes zerstören liess wie weiland König Josia, als man ihm den Inhalt des seltsamen Buches aus Mose Zeiten eröffnet hatte. (Fortsetzung folgt)